

# Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich;  
Leiter: W. Hofrat Dr. Aldemar Schiffkorn.

28. Jahrgang (1974)

Heft 3/4

## INHALT

Gerald K. Mitterschiffthaler: Die Orgeln der Stiftskirche Wilhering . . . . .	107
Heinrich Zelenka: Nach 1945 errichtete Pfarr- und Filialkirchen des Traunkreises . . . . .	125
Adalbert Schmidt: Franz Stelzhamer in unserer Zeit (Gedenkrede vom 14. Juli 1974) . . . . .	135
Alois Leeb: Das Krippenschaffen der Bildhauerfamilie Schwanthaler . . . . .	139
Fritz Merwald: Weihnachtsbrauchtum um 1930 im Raum um Mörschwang . . . . .	143
Wilhelm Jerger: „Hochlöbliche, Hochverehrte philharmonische Gesellschaft“ — Die Briefe Anton Bruckners an die Wiener Philharmoniker nebst einem unbekanntem Brief an August Göllerich sen. . . . .	149
Wilhelm Rieß: Die Ustrina des westlichen römischen Gräberfeldes von Ovilava . . . . .	154
Hans Peter Jeschke: Erhebung der Kulturgüter in Oberösterreich — Projektgruppe Raumordnung des OÖ. Volksbildungswerkes . . . . .	157
Der 12. Februar 1934 und Oberösterreich — Eine Nachlese nach 40 Jahren (Harry Slapnicka) . . . . .	164
Wie die „Nixhöhlen“ zu ihrem Namen kamen (Alois Topitz) . . . . .	166
Schrifttum . . . . .	168

# Franz Stelzhamer in unserer Zeit

Von Adalbert Schmidt

Gedenkrede, gehalten anlässlich der 100. Wiederkehr des Todestages von Franz Stelzhamer am 14. Juli 1974 im Großen Saal des Brücknerhauses in Linz.

Immer, wenn man eines bedeutenden Menschen gedenkt, der vor uns gelebt und gewirkt hat, erhebt sich die Frage: Was ist es, das diesen einzelnen über ein bloß pietätvolles Erinnern hinaushebt und ihn mit unserem Hier und Heute verbindet? Lebt etwas von ihm noch *in* unserer Zeit oder vielleicht auch *gegen* unsere Zeit? Und wie verhält es sich, wenn dieser Mensch ein Dichter war wie Franz Stelzhamer?\*

Was ist uns ein Dichter, was ist uns die Dichtung heute? Vor mehr als einem halben Jahrhundert hatte Hugo von Hofmannsthal geschrieben: „Wir sind von Taten umgeben und jeder in seinem Kreise zu Taten genötigt. Was soll uns die Poesie? Nun, ein Gemeinsames zwischen den Taten und der Poesie steht mir vor der Seele. Sie beide sind lügenlos, sie beide reden die Wahrheit. Die Taten werden richtbar, wenn es Abend wird, und die Poesie enthält die Wahrheit der Dinge und das Gericht über die Dinge<sup>1</sup>.“

Poesie, sagt Hofmannsthal; ihr Träger wäre der Poet, der Dichter. Heute spricht man nur selten noch vom Dichter, man sagt Schriftsteller, man sagt Literat, eine Bezeichnung, die noch vor kurzem einen abschätzigen Beigeschmack hatte. Und Wahrheit — welche Wahrheit? Auch hier werden die Antworten nicht einheitlich lauten. Wir würden im Falle Franz Stelzhamer sagen: *seine* dichterische Wahrheit ist die Wahrheit des Organischen. Unsere Gegenwart zeigt eine entgegengesetzte Tendenz: Sie strebt vom Organischen weg, zum Abstrakten hin, sie führt letztlich zu einer Atomisierung des Daseins, zu einem Zerfall des Kreatürlichen und Menschlichen.

Stelzhamers Dichtung spiegelt den organischen Verband von Natur, Mensch und Gemeinschaft. Zum Sinnbild seiner Poesie wird der Baum als Verkörperung wachstümlichen Lebens. Baum ist das Grundwort, das dem Büblein an der Tafel des Dorflehrers am ersten Schultag begegnet („Der erste Schultag“), das Baumgleichnis geht ein in die Familie des Dichters, denn Stelzhamer sieht in den drei alten Stämmen des heimischen Birnbaumes sich und seine beiden Brüder vorgestellt, wie er es in dem Gedicht „Ünsa Ähnlbirbam“ verkündet. Ja das ganze Dasein wird

zum Baum, zum blühenden Kirschbaum, wie eines seiner schönsten Gedichte überschrieben ist („Da blühade Kerschbam“). Doch schon hier wird deutlich, daß Stelzhamer kein selbstgefälliger Sänger eines rosigen Optimismus ist: So wie der strahlend schöne Baum auch vom Ungeziefer weiß, von Raupen an der Blüte, von Würmern an der Frucht, so weiß der Dichter von Gut und Böse, von Licht und Schatten im Wechsel des Daseins. Wir alle kennen die Freuden, aber auch die Bitternisse, die Zweifel und Verzweiflungen in Stelzhamers Leben.

Von der Kinderzeit in Piesenham über die Werdejahre in Salzburg, Graz, Linz und Wien, über die Wanderfahrten nach Passau, Würzburg, München, Stuttgart, Augsburg bis zur letzten Einkehr im salzburgischen Henndorf spannt sich ein weiter Bogen von Beglückungen und Enttäuschungen, von unruhiger Suche nach Beruf und Berufung in Jahrzehnten materieller und seelischer Nöte. Stelzhamer war weder menschlich noch dichterisch ein ländlicher Einsiedler, der über die Grenzpfähle seiner Heimat nicht hinaussah. Als Erzieher und Schauspieler, als Theologe und selbst als Maler suchte er zeitweise Fuß zu fassen, das Hin und Her seiner Neigungen und Begabungen quälte ihn selbst, und er sprach von der „unglückseligen Verzweigung“ seines Talents. Er nahm teil am literarischen Leben, er war während seiner Wiener Zeit Stammgast im berühmten „Silbernen Kaffeehaus“ in der Plankengasse, wo die künstlerischen Persönlichkeiten sich trafen, er verkehrte im Hause Adalbert Stifters, an dessen Sammelwerk „Wien und die Wiener“ er mitarbeitete (die Beiträge „Abend vor der Linie“ und „Die Wiener Stadtphysiognomie und der Wiener Volkscharakter“ stammen von ihm), er war in Malerkreisen bekannt und war Künstlern wie Kriehuber, Axmann, Danhauser und Blumauer freundschaftlich verbun-

\* Eine Gesamtausgabe der Werke Stelzhamers fehlt noch immer. Die zitierten Stellen aus den Mundartdichtungen richten sich in der Schreibweise nach den von Leo Kober besorgten Ausgewählten Dichtungen (Wien 1948).

<sup>1</sup> Hugo von Hofmannsthal: Österreich im Spiegel seiner Dichtung. Zit. nach der Ausgabe der Ausgewählten Werke (Dünndruckausgabe des Winkler-Verlages, München o. J., II, S. 600).

den. So sah er in viele Lebenskreise und Schicksale und hatte ursprünglich den Ehrgeiz, vom Wandern und Werden seines unruhigen Daseins in der Hochsprache zu künden. Doch er kam schließlich zur richtigen Erkenntnis: „Meine hochdeutschen Gedichte finden wenig Anklang, meine Prosa auch nicht. Das *obderennische Lied* ist meine Heimat, da herrsche ich allein.“ Und es wurde in der Tat eine Herrschaft über die seichte und süßliche Reimerei einer sentimentalen Dialektdichtung, die er mit Recht abkanzeln konnte, wenn er ihren damaligen Vertretern zurief:

*Enka letschade Art,  
Enka latschede Weis  
Is dran schuld, daß uns auslacht  
Da Sachs und da Preuß.*

Und so kommt Stelzhamer zu seiner Mundartdichtung, zu den „Liedern in obderennischer Volksmundart“, zu einer Mundartdichtung, in der keine unechten Töne stören. Hier konnte er nach den bewegten Lehr- und Wanderjahren des Lebens endlich sein Schild der Meisterschaft aushängen. In diesen Versen wird nichts verüßt und verniedlicht, das Herbe und Harte, das Bedrückende und Dunkle ist ebenso da wie das Erhebende und Helle. Der „kreuzlustige“ Stelzhamer kennt die Zwiste und Zweifel eines alleingelassenen Herzens, die Gramfurchen der Einsamkeit, die den einschichtigen Menschen zeichnen:

*Koa Hahn kraht mi an,  
Koa Hund bellt ma no.  
Jo, wurf ia koan Schoden,  
I war gor nöt do!  
Drum sog i und bhaup:  
Af da Welt dö greßt Pein  
Für an iadwöllign Menschen  
Is — 's Oanschnittösein!*

Die ungewöhnliche Bildkraft des Dichters ist schon von den Zeitgenossen bewundert worden. Adalbert Stifter spricht in seiner Rezension der Mundartdichtungen Stelzhamers davon, wie hier das „Wahre und Unmittelbare“ „mit der Divination seiner Echtheit“ auf den Leser wirkt. Und er gesteht, „daß, als ihm die ersten Klänge der Stelzhamerschen Poesien zu Ohren kamen, ein solches Entzücken in sein Herz drang, als uns

ist, wenn wir nach langen Jahren wieder die Glocken unseres Heimattaales hören und den Rauch auf den Essen des Vaterhauses aufsteigen sehen“<sup>2</sup>. Und Josef Weinheber, sicher einer, der dem Volk auf den Mund zu sehen verstand, nimmt sich, als er an seinem lyrischen Kalenderbuch „O Mensch, gib acht“ arbeitet, den großen Oberösterreicher zum Vorbild und schreibt: „Was ein Stelzhamer für seine Landschaft in genialer Weise vollbracht, möchte ich für einen erweiterten Kreis . . . in meinen jetzigen Kalenderversen versuchen“<sup>3</sup>.

Wenn wir früher vom Organischen in Stelzhamers dichterischer Welt gesprochen haben, dann gilt dies besonders von seiner Sprache. Die Sprache ist der Blutkreislauf, aus dem eine Dichtung lebt — und die Mundart wird von seinem pulsierenden Rhythmus am unmittelbarsten erfaßt. Die Mundartdichtung ist jener sprachliche Ort, wo am wenigsten abstrahiert wird, die Mundart ist von der Entpersönlichung der Sprache nicht so betroffen wie die Schrift- und Gebrauchssprache, die in abgenützten Klischees und konventionellen Formen und Formeln das Lebendige erstarren lassen. Darunter leidet die Gegenständlichkeit des Ausdrucks, dadurch verblaßt die Leuchtkraft der Bilder, damit verhallt das Melos des gesprochenen Wortes.

Das haben alle, die sich mit Sprache beschäftigen, seit je gewußt. Der Prager Fritz Mauthner (1849 bis 1923), Sprachpsychologe und Schriftsteller, war sein Leben lang von Sehnsucht nach einer gewachsenen Sprache erfüllt, die er in dem Sprachbezirk, in dem er aufgewachsen war, bitter vermißte. Das bekennt er ehrlich in seinen Erinnerungen: „Für die Wortkunst fehlte mir das lebendige Wort einer eigenen Mundart . . . Ich besitze in meinem innern Sprachleben nicht die Kraft und die Schönheit einer Mundart. Und wenn jemand mir zuriefe: ohne Mundart sei man nicht im Besitze einer eigentlichen Mutter-

<sup>2</sup> Die Rezension *Stifters* steht in der Allgemeinen Theaterzeitung Nr. 176/77 (Juli 1841). Zitiert nach der Kritischen (Prag-Reichenberger) Ausgabe von Stifters Werken, XVI, S. 336 und 337.

<sup>3</sup> Josef Weinheber: Brief an Herbert Göpfert vom 25. Juni 1937. In: Josef Weinheber: Sämtliche Werke, herausgegeben von Josef Nadler und Hedwig Weinheber, V, Briefe, Salzburg 1956, S. 272.

sprache — so könnte ich vielleicht heute noch aufheulen, wie in meiner Jugend, aber ich könnte ihn nicht Lügen strafen . . . Mir blieb die Sehnsucht, die sich mit Verstehen und Nicht-Sprechen-Können süddeutscher Mundarten begnügen mußte. Die oberbayrische Mundart und einige alemannische Mundarten haben mich beim ersten Anhören bis zu Tränen ergriffen. Sprachkünstlerisch, aus dem Unbewußten heraus, ist meine Sprache niemals lebendig genug gewesen, und darum nicht dichterisch genug<sup>4</sup>.

Wonach dieser Autor vergeblich verlangt hat, das ist Stelzhamer wie von selber zugefallen, „aus dem Unbewußten heraus“. Wenn man Stelzhamers hochsprachliche Dichtung und seine Mundartpoesie nebeneinander stellt oder nacheinander hört, erkennt man den großen Gradunterschied genau so wie bei dem Steirer Hans Klopfer, dessen Gedichte in steirischer Mundart seine übrigen Dichtungen beträchtlich überragen. Wir wissen, daß auch manche heutige Schriftsteller Neigungen zum Dialekt bekunden, wie etwa Artmann oder Gerhard Rühm und etliche aus der Wiener Gruppe. Doch das hat andere Ursachen. Die Mundart wird zum Experimentierfeld, auf dem man sich bewußt vom Herkommen distanziert oder, wie Gerhard Rühm es ausdrückt: „Der Dialekt“ wird „als ein bestimmter, manipulierbarer Ausdrucksbereich in den Materialbestand der neuen Literatur aufgenommen“.

Manipulierbar — das heißt mechanisch, nicht organisch, mittelbar und nicht unmittelbar. Nicht mehr unmittelbar ist auch das Naturempfinden vieler in der jüngsten Schriftstellergeneration. Ein charakteristisches Beispiel dafür liefert Peter Handke. In einem seiner jüngsten Bücher, „Der kurze Brief zum langen Abschied“ (1972) sagt der Ich-Erzähler an einer Stelle von einem Kinde, einem Mädchen in Amerika: „Es war eigenartig, daß Benedictine (so heißt das Mädchen) die Natur fast nicht mehr wahrnahm, sondern die künstlichen Zeichen und Gegenstände der Zivilisation schon als Natur erlebte. Sie fragte viel eher nach Fernsehantennen, Zebrastrifen und Polizeisirenen als nach Wäldern und Gräsern und schien in der Umgebung von Signalen, Leuchtschriften und Ampeln lebhafter und zugleich doch ruhiger zu werden. So nahm sie es als

naturegegeben, daß es Buchstaben und Zahlen gab, und betrachtete sie als selbstverständliche Dinge, ohne sie erst als Zeichen entziffern zu müssen. Dabei merkte ich, daß auch mir langweilig wurde, wenn ich eine Zeitlang in der Landschaft nur Natur vor mir hatte und nichts darin zu lesen entdeckte. Wenn das Kind etwas der eigentlichen Natur Nachgemachtes sah, etwa ein Gemälde des Malers, war es ihm unwichtig, ob und wo es das Vorbild dafür gab, denn das Nachbild hatte es für immer ersetzt<sup>5</sup>.“

Die Generation eines Hermann Hesse hatte noch ein ganz anderes Verhältnis zur Natur:

*So mußt du allen Dingen  
Bruder und Schwester sein,  
Daß sie dich ganz durchdringen,  
Daß du nicht scheidest Mein und Dein.  
Kein Stern, kein Laub soll fallen —  
Du mußt mit ihm vergehn!  
So wirst du auch mit allen  
Allstündlich auferstehn<sup>6</sup>.*

Allen Dingen Bruder und Schwester sein — das ist das Grundgefühl, von dem die Dichtungen Stelzhamers getragen sind:

*Deine Bam, deine Staudna  
Sand groß worn mit mir;  
Und sö blüahn schen und trogn  
Und sogn: moch's as wia mir.*

Und Stelzhamer weiß, wohin es führt, wenn man sich von diesem Ursprung entfernt: „Die Entfernung von der Natur ist zugleich die Entfernung von Gott“, heißt es in einem seiner Aphorismen. Das sagt er im beglückten Anschauen der oberösterreichischen Landschaft, die vor ihm liegt in der fruchtschweren Fülle ihrer Äcker, im Auf und Ab ihrer Wälder, in der Vielfalt ihrer bergumkränzten Seen. Immer ist der Mensch in diese Landschaft einbezogen: wie er lebt und werkt in Haus, Hof, Familie und Gemeinde, durch die der Pulsschlag der Geschlechter geht im ewigen Rhythmus des Wer-

<sup>4</sup> Fritz Mauthner: *Erinnerungen*, München 1918, S. 51 u. 52.

<sup>5</sup> Peter Handke: *Der kurze Brief zum langen Abschied*, Frankfurt/Main 1972, S. 117 f.

<sup>6</sup> Hermann Hesse: *Spruch*. In: *Gesammelte Schriften*, 5. Bd., Frankfurt/Main 1958, S. 534.

dens und Vergehens. Darum ist Stelzhamer nicht nur Sänger von Liedern stimmunghaft empfundener Augenblicke, sondern ebenso Kündler großgeschauter Bilder und Visionen, Gestalten und Vorgänge. Er sieht die Königin Not im blutroten Mantel auf einem von schwarzen Vögeln gezogenen Wagen in düsterem Gewölk über die Welt fahren, Unglück und Verderben bringend, aber auch Segen, denn Not ist der Grundstein, auf dem die Welt steht. Und „s Mahrl von Tod“, vom Tod, der dem Leben erst Tiefe gibt, wird zu einem obderennsischen Totentanz, in dem das apokalyptische Geschehen vom Ende der Zeiten Bild und Wort geworden ist.

Groß ist die künstlerische Spannweite dieses Mundartpoeten. Wie er den Vierzeiler des beschwingten Schnaderhüpfels meistert, so versteht er es auch, dem griechischen Hexameter neues Leben zu geben: Er nimmt ihm die fremde Würde und stimmt ihn auf den vertrauten Ton des Volksmundes. Zeugnis dafür ist das lebensnahe Epos „Der Soldodnvöda“, vor allem aber die epische Dichtung „D’Ahn!“ mit der unsentimental starken, herben Prachtgestalt der Großmutter, die an ihrem goldenen Hochzeitstag und am grünen der Enkelin zeigt, daß Liebe und Leid nicht der einzelnen und ihrer persönlichen Anliegen wegen da sind, sondern dem Fortleben der vielen dienen müssen, dem Bestand des Hofes und der Familie im Auf und Ab der Generationen. So wird jedes Einzelschicksal überwölbt von einem gottgewollten Größeren, für das es keinen besseren Ausdruck gibt als das Wort „Heimat“.

Heimat — dieses Wort ist sicherlich durch seine Überanspruchung bei tausend Anlässen in Mißkredit geraten, so daß es bei vielen Jüngeren und Jüngsten nur noch als Synonym für Rückständigkeit und Sentimentalität gilt. Aber im geheimen wissen sie alle: Jeder Mensch sucht einen Ort, wo er äußerlich und innerlich geborgen sein will, wo er sich behaust und behütet fühlen kann. Heimat ist ein urmenschliches Seinsgefühl, das zur Existenz des Menschen gehört. Der Heimatlose empfindet in seiner Isolierung am tiefsten, was Heimat bedeutet. In Georg Trakls Dichtung „Sebastian im Traum“ findet sich folgende Stelle:

... sprachlos folgt  
Der Heimatlose  
Mit dunkler Stirne dem Wind...<sup>7</sup>

Bei Stelzhamer treffen wir auf ein beglückenderes Bild, wenn es auch ebenso aus dem Boden der Not entstanden ist. Es steht in der Dichtung „König Not“:

Nöt zum Laugna, rar is 's,  
Rar und schwar, enka Löbn  
Und drum will enk, wannts wöllts,  
's Land an Zuabuaß göbn.

Das Land gibt dem Bedrückten, dem Notleidenden eine Zubeße. Und nun spürt dieser, wie Segen aus der Landschaft quillt, wie es aus goldenen Schüsseln Gold regnet auf ihn aus dem Himmel der Heimat. Solche Beglückung mag Unzähligen zuteil geworden sein. Aber nicht vielen ist es vergönnt gewesen, solches Glück ins Wort zu bannen. Der Schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer hat den Dank des wortbegnadeten Menschen, des Poeten, an die Heimat in folgende fragende und antwortende Verse gekleidet:

Was kann ich für die Heimat tun,  
Bevor ich geh im Grabe ruhn?  
Was geb ich, das dem Tod entflieht?  
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied...<sup>8</sup>

Stelzhamer hat uns mehr gegeben als ein Wort und ein Lied, aber unter seinen Liedern ist der „Hoamatgsang“, der die Hymne Oberösterreichs geworden ist und der mit einem begnadeten Bilde schließt.

Denn d' Hoamat is ehnta  
Da zweit Muadaleib.

Diese ebenso selbstverständlich einfachen wie ergreifend schönen Verse erscheinen uns in einer Zeit der Zertrümmerung des Natur- und Menschenbildes als beherzigenswerter Mahnruf und notwendiges Bekenntnis zum organischen Leben des Menschen, der Heimat und nicht zuletzt auch der Dichtung.

<sup>7</sup> Georg Trakl: Sebastian im Traum. Einbändige Ausgabe der Dichtungen im Otto-Müller-Verlag, Salzburg 1970, S. 77.

<sup>8</sup> Conrad Ferdinand Meyer: Firnelicht. In: Sämtliche Werke, besorgt von Hans Zeller und Alfred Zäch, Bd. 1: Gedichte, Bern 1968, S. 112.